

Adolf
Muschg
Albissers
Grund

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 334

Im Spätsommer 1973 schießt Dr. phil. Peter Albisser auf Constantin Zerutt, mit dem er seit 1969 im Gespräch war, und verletzt ihn schwer. Bei der Vernehmung am nächsten Tag bekennt sich Albisser schuldig, ohne Provokation auf Zerutt geschossen zu haben. Zerutt ist ein Zeuge, der den gerichtlichen Erwartungen so gar nicht entspricht. Wenn er überhaupt redet, dann erzählt er Geschichten, über sich, und über Albisser.

Die Fragen und Nachforschungen der Untersuchungsrichter sind der erzählerische Anlaß: Die Suche nach dem Motiv. Albissers Lebenslauf beschreibt die Entwicklung des moralischen und politischen Bewußtseins, von der Suche nach den Ursachen körperlicher Krankheit bis zum Wissen um das Unbehagen an der Gesellschaft, von der Resignation und Todessehnsucht bis zur gesellschaftsverändernden Aktivität für menschlichere Verhältnisse, aus Sehnsucht nach Leben. Das alles ist mit höchstem Kunstverstand erzählt. *Albissers Grund* ist ein sehr realistisches, weil poetisches Buch. Es vereinigt in sich die Spannung des Kriminalromans, die stoffliche Fülle des Entwicklungsromans und die kritische Humanität in der Darstellung zeitgenössischer Wirklichkeit.

Adolf Muschg
Albissers Grund

Roman

Suhrkamp

11. Auflage 2016

Erste Auflage 1976

suhrkamp taschenbuch 334

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1974

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36834-3

Für Jürg Wunderli

An einem Spätsommertag des Jahres 73 wurden dem Ausländer Zerutt, Constantin, Alter ca. 60, Herkunft ungeklärt, in seiner Wohnung Badgasse 23 a folgende Verletzungen beigebracht: ein Lungensteckschuß, ein Schulterdurchschuß, ein Streifschuß beim linken Auge; fünf weitere Schüsse wurden in den Türrahmen der Altwohnung abgegeben. Die Tatwaffe: eine widerrechtlich zurückbehaltene Ordonnanzpistole Kaliber 9 mm; der Täter, ein Dr. phil. Albisser, Peter, war aus der Schweizer Armee ausgeschlossen worden und hatte auch seit einem Jahr seinen Dienst als Englischlehrer an einem Zürcher Gymnasium quittiert. Er befand sich seit längerer Zeit bei Zerutt in einer Art Behandlung; Zerutt war der Fremdenpolizei als Graphologe bekannt. Täter und Opfer setzten der Untersuchung schwer zu bestimmende Widerstände entgegen. Die Behörde sah sich veranlaßt, das Verhältnis der beiden Männer auszu-leuchten nach seinem Grund.

Als Polizei und Ambulanz am Tatort eintrafen, hatten die Beamten Mühe, den Täter von seinem Opfer zu trennen, Albisser lag über Zerutt und versuchte Mund-zu-Mund-Beatmung. Ob er ihm damit das Leben gerettet hat, weiß man nicht. Die Notfallstation des Kantonsspitals, der Zerutt sofort zugeführt wurde, bestreitet es: Zerutts Wunden wären nur bei größerem Blutverlust lebensgefährlich gewesen. Albisser machte bei der Verhaftung selbst den Eindruck eines Getroffenen, sein Gesicht war blutverschmiert, seine Stimme tonlos. Er hatte die Beamten aus einem nahen Spezereiladen alarmiert – offenbar waren die Schüsse in dem baufälligen, vorwiegend von fremden Arbeitskräften bewohnten Gebäude ungehört geblieben; er bestritt nicht, der Schütze zu sein, er bestand, ohne Erfolg, darauf, Zerutt

in der Ambulanz zu begleiten, um ihm Blut zu spenden. Als er dem Untersuchungsrichter, einem Dr. Egli, vorgeführt wurde, erkannte dieser mit einem Blick, daß sich Albisser in einem Schockzustand befand und verzichtete auf sofortige Vernehmung. Er sollte diese Rücksicht bereuen. Denn als er am nächsten Tag wiederkam und Albisser, auf dessen dringende Erkundigung, hatte melden können, Zerutt habe eine ruhige Nacht verbracht, seine Besserung sei nur noch eine Frage der Zeit, lehnte sich Albisser mit einem heftigen Atemzug zurück und erklärte zu Händen des Protokolls, daß er gestern in einer augenblicklichen Verwirrung, aber ohne jede Provokation auf Zerutt geschossen habe, daß er sich schuldig bekenne und bereit sei, ein entsprechendes Geständnis zu unterschreiben, daß er aber ferner zu diesem Vorfall nichts mehr zu sagen habe, gleichgültig, wie lange man ihn im Gefängnis festhalte. Auf Vorhalt Dr. Eglis, daß er mit einem solchen Boykott nicht nur sich, sondern auch Zerutt schaden könne, erwiderte er: die ausschließliche Deutung dessen, was geschehen sei, überlasse er hiermit Zerutt; was dieser davon halte, sei auch er, Albisser, bereit, als die Wahrheit anzuerkennen. Seine eigene Meinung scheidet hiermit aus diesem Fall aus, er betrachte sich durch seine Tat als überholt.

So Zerutt, sagt Dr. Kündig, der Chefchirurg, mit einem fröhlichen Blick auf Zerutts Augenbinde, wie fühlen wir uns heute, heilen wir brav? Warum weinen Sie denn?

Ich weiß nicht, sagt Zerutt.

Dr. Kündig hebt Zerutts Augenlid an, das rechte, unbeschädigte; Zerutt preßt es gleich wieder zu. Wenn er blinzelt, sieht er den Chefchirurgen nur noch als blassen Fleck.

Komisch, sagt Dr. Kündig und drückt auf die Klingel. Da-

zu setzt er sich auf Zerutts Bettkante und wippt.

Schwester Claudia, fragt Dr. Kündig, was ist mit diesem Auge?

Er bekommt die Tropfen dreimal täglich, sagt Schwester Claudia.

Dr. Kündig studiert die Krankentabellen. Er sagt: so geht das nicht weiter.

Dr. Kündig wippt heftig, reitet auf Zerutts Wunden herum, ohne es zu wissen; Zerutt hat gehört, daß Dr. Kündig ein guter Reiter ist, gegen ein Rückenleiden reiten muß, das er sich beim Operieren geholt hat; Operieren, hört Zerutt, ist nicht gesund. Zerutt beißt also die Zähne zusammen und sagt: Herr Doktor, nehmen Sie mir die Kugel heraus.

Dr. Kündig wippt nicht mehr. Zerutt, sagt er, hören Sie mir mit dieser Kugel auf. Allmählich betrachte ich das als Einmischung. Ich habe Ihnen gesagt: heilen Sie, damit haben Sie jetzt alle Hände voll zu tun. Das Medizinische überlassen Sie mir.

Ich kann nicht leben mit einer Kugel im Leib.

Werden Sie aber müssen, mein Lieber. Die Kugel in Ihrer Lunge ist kein chirurgischer Gegenstand. Sie ist eine saubere Sache. Das dürfen Sie wörtlich verstehen. Die Hitze des Gefechtes, Zerutt, die macht so ein Stück Blei steril. Das weiß man aus dem Weltkrieg.

Die Kugel ist Gift für mich, sagt Zerutt.

Sie wäre Gift für Sie, Zerutt, wenn sie Ihnen was zugeführt hätte, ein bißchen Dreck, einen Fetzen Hemd oder sonst was Unappetitliches; dann dürften Sie klagen, und ich müßte handeln. Aber das kapselt sich ein, das bildet die schönsten Ränder, da winkt auch von ferne kein Abszeß, da ist alles klar und sauber. Wäre Ihr ganzes Innenleben wie Ihre Röntgenbilder, Sie brauchten keinen Richter zu fürchten... morgen kommt dieser Bezirksanwalt, legen Sie dann ein wenig Ehre ein für die Medizin... warum weinen Sie?

Ich weine nicht, ich verliere meine Augen.

Unsinn, sagt Dr. Kündig und beginnt scharf zu reiten. – Reden Sie keinen Unsinn. – Und zum Beweis, daß Zerutt Unsinn redet, sieht Dr. Kündig zuerst in aller Ruhe die Brust- und die Schulterwunde nach: alles schön, alles klar, im Rahmen des Grausamen natürlich, das ein Chirurg nicht mehr sieht: stellt er Heilung fest, so sieht er die Wunde nicht mehr.

Aber dann deckt er Zerutts verbundenes Auge auf und erschrickt; er hört auf zu reiten. Er zieht sofort Dr. Vögeli bei, einen Ophthalmologen. Darauf erhält Dr. Egli, der Untersuchungsrichter, eine Absage für den nächsten Tag.

Dr. Egli hat es erst persönlich genommen, daß er Albisser nicht zum Reden bringt; später kommt er auf die Idee, daß er es auch politisch nehmen kann. Er ist ein Freisinniger, wie die meisten studierten Bauernsöhne vom See; wo Albisser steht, weiß man aus den Akten, es gibt bereits einen Ordner in Sachen Albisser, eine Vorstrafe wegen Militärdienstverweigerung. Dr. Egli ärgert sich darüber, er findet, politische Strafen sollte es in der Schweiz, auf die er ohne Komplikationen stolz sein möchte, nicht mehr geben. Er nimmt es Albisser übel, daß dieser als gebildeter Mensch die Blöße seines Landes aufdecken mußte, er hat keine Geduld mit Leuten, die leiden, nur weil sie recht haben wollen. Das Ordentliche, findet er, verdient Schonung, es versteht sich schließlich nicht von selbst. Jetzt will der Waffendienstverweigerer auf einen Unschuldigen geschossen haben, immer etwas Besonderes, immer etwas Verwöhntes; Egli hat den Zug um Albissers Mund gesehen, er kennt diesen Zug, es kostet Mühe, davor gerecht zu bleiben.

Sie haben Glück, sagt Dr. Egli, daß Sie in einem Rechtsstaat leben, dort, wo es Sie hinzieht, hätte man jetzt näm-

lich Mittel, Sie zum Sprechen zu bringen. – Er sagt es nicht schadenfroh, er ist ja kein Reaktionär, aber wenn man ihm Unrecht tut, platzt ihm einmal der Kragen. Er ließe sich auch was sagen, er ist es nur gewohnt, daß man ihm das Wort gönnt; normalerweise arbeitet er mit dem Vertrauen seiner Gefangenen, auch nach ihrer Entlassung. Aber im Notfall hat auch der Rechtsstaat seine Mittel, Herr Dr. Albisser, er soll nämlich nicht an seiner Toleranz zugrunde gehen, dafür haben sich unsere Väter diese Toleranz nicht so mühsam erkämpft. Notfalls kann man Räume sprechen lassen, Schubladen aufbrechen, private Papiere beschlagnahmen, man tut es ungern, aber man hat die Vollmacht dazu, und vor allem, man hat, wenn Albisser nicht reden will, keine Wahl.

Während Dr. Vögeli, der Ophthalmologe, im verletzten Auge Zerutts eine Affektion, eine Entzündung feststellt, die bei so vielen Cortison-Stößen nicht hätte auftreten dürfen und an der Dr. Kündig, der Chirurg, nicht schuld sein will – seinem dienstälteren und berühmteren Kollegen gegenüber ist Dr. Vögeli denn auch bereit, von einem atypischen Verlauf zu sprechen –;

während die beiden Ärzte bei aller Sorge doch lächeln müssen, als Zerutt sie abermals mit seiner Kugel in der Lunge belästigt, als könnte sie auch an diesem Auge schuld sein – guter Mann –!, sagt Dr. Kündig –;

während die Ärzte außer Hörweite des Patienten wieder sehr ernst von einer »sympathischen Ophthalmie« sprechen und nicht mehr ausschließen, daß das verletzte Auge extirpiert, entfernt werden muß, um den »sympathisierenden Effekt«, den es auf das gesunde, leider nicht mehr gesunde andere Auge auszuübenscheint, an der Wurzel zu zerstören;

während aber von doppelter Erblindung einfach noch keine Rede sein darf —:

studiert Dr. Egli in Albissers Dreizimmerappartement, zu dem er sich wohl oder übel Zutritt verschafft hat, ein Papier, das ihm für das Schweigen des Täters, für die heute schon wieder aufgeschobene Vernehmung des Opfers Ersatz verspricht; Ersatz auch für die Fall- oder Krankengeschichte Albissers, von der sich in Zerutts armseligen Mietzimmern keine Spur gefunden hat.

Es hat sich bei Zerutt außer einigen Kritzeleien so gut wie nichts Geschriebenes gefunden: keine Durchschriften graphologischer Gutachten, keine ordentlichen Personalpapiere (darauf war man gefaßt gewesen), keine Hinweise auf die Mentalität des Flüchtlings. Zerutt schien außer Steinen, gewöhnlichen Fluß- und Feldsteinen, die sich auf den paar Abstellflächen dieser zwei Zimmer drängten, nichts gesammelt zu haben, kein menschliches Interesse zu pflegen. Dr. Egli fragte sich eine Weile, ob man an Steinen ein menschliches Interesse nehmen könne; dann genierte er sich und schrieb so abwegige Gedanken seinem Beweisnotstand zu. Denn Zerutts Wohnung schwieg sich aus, oder Dr. Egli hatte die Zeichen der Dürftigkeit nicht lesen gelernt; auch diese Möglichkeit wollte er vorläufig offen lassen. Frau Huber, die hier aufräumte, wußte zu Zerutt ebenfalls nichts zu sagen, wenn auch mit vielen Worten; das erstaunte Egli, da sie sich als Sozialhelferin bezeichnete. Zerutt hatte sie keineswegs bestellt und bezahlte ihre Dienste auch nicht, sie kam im Auftrag der reformierten Kirchgemeinde, die alte Leute, welcher Bekenntnisse immer, nicht vereinsamen ließ. Zerutt hatte aber, wie Egli erfuhr, von dieser Fürsorge keinen Gebrauch gemacht, sondern seine Wohnung immer verlassen, wenn Frau Huber sie betrat. Es schien ihm genug, wenn er sie ungefragt aufräumen und saubermachen ließ, auch einmal warm kochen; Geheimnisse lagen bei ihm offenbar keine herum, und wenn, so hätte sich Frau

Huber gehütet, danach zu schnüffeln. Egli gab es bald auf, diese diskrete Person nach gewöhnlichen Beobachtungen zu fragen, er wollte sie nicht kränken. Sie kam dann immerhin mit der Vermutung heraus, Zerutt müsse »vom Osten« bezahlt worden sein. Von seiner Graphologie wußte sie nichts, von Albisser auch nicht, überhaupt nichts von Besuchern, für sie hatte Zerutt immer allein gelebt, und jetzt plötzlich diese Blutspuren, die sie von Wand und Boden aufwusch: da konnte nur der Osten dahinterstecken. Wo ihr Verstand stillstand, fing bei ihr gleich der Osten an, dachte Egli unmutig, und doch: als er am andern Tag das Siegel von Albissers Tür löste und die Räume des Täters betrat, der den Mund nicht öffnen wollte, kam ihm der Verdacht der Sozialhelferin wieder in den Sinn.

Albissers Appartement glich einem Papierlager oder einer Bibliothek, in der verspielte Wilde gehaust hatten; auf den zweiten Blick war dann doch System da, die Druckschriften und Flugblätter, die mit Buchzeichen bewimpelten Türme marxistischer Klassik und revolutionärer Theorie waren in Gruppen organisiert, die vergangene oder geplante Aktionen zusammenfaßten, Arbeitskämpfe für Lehrlinge, Entfesselung von Kleinkindern, Guerillataktik in Schlafstädten. Dr. Egli brauchte das nicht studiert zu haben, um es zu kennen. Die jungen Leute, die er aus solchen Papierbergen hatte hervorkriechen sehen, kamen ihm auf der Straße immer etwas unheiter vor, auch wenn sie bunte Transparente trugen, als demonstrierten sie eigentlich gegen sich selbst. Solange die Revolution nicht wirklich festlich daherkam, hatte man von ihr nichts zu fürchten, dachte Egli, und er tappte sich dabei, daß er diesen Gedanken traurig dachte; gerade als hätte ihm der Gedanke einer wirklich festlichen Revolution noch gefehlt, und als fürchte er sich wiederum vor dieser Verlockung. Befreiung war es nicht, was ihn aus Albissers Bibliothek anwehte, eher der lustlose Verdacht, zu dem Egli sein Beruf verpflichtete: daß ein Mann, der seit

einem Jahr stellenlos dieses luxuriöse Apartment bewohnte, in der Tat von irgendwoher ausgehalten worden sein müsse; ob von Osten oder Westen, war herauszufinden; am Ende war es besser, wenn er, der Lustlose es tat, als einer der Eifrigen, von denen die Bezirksanwaltschaft wimmelte; das war eine Abwechslung, sonst befaßte er sich mit Wirtschaftsdelikten. Albissers Papiertrümmer verbargen nicht, daß die Möbel, die sie bedeckten, mit sachlichem Chic ausgewählt waren, die Stereoanlage, der Farbfernseher, die Drehorgel, Schilfrispen und Pfauenfederbuketts, das schwarz gekachelte Badezimmer, die fernöstlichen Rollbilder an den Wänden, ein siebenköpfiger Pfeifenständer; ja die revolutionären Titel selbst schienen Ausdruck von Wohnkultur, waren alle sehr gut gemacht; der Gesamteindruck war nicht drückend, sondern farbig, um Heiterkeit bemüht. Vielleicht war es diese unordentliche, sanft sterile Farbigkeit, vor der einem so weh wurde wie vor dem Spielzimmer eines Kindes, das alles bekommt außer dem Notwendigen, feste Knochen vielleicht, oder etwas Wärme. Dann setzte er sich, Beruf ist Beruf, an Albissers Schreibtisch und begann ihn nach Spuren seines Falles abzusuchen. In einer Schublade fand er verschnürte, offenbar zum Vergessen bestimmte Gedichte und Romananfänge. Dafür fühlte er sich nicht zuständig, er wollte die Sachen gerade weglegen, da fiel ihm ein Satz ins Auge und nahm ihn gefangen. Er mußte das Paket aufknüpfen und weiterlesen. Der Text war in einer Ich-Form verfaßt, die nicht Albisser gehörte, sondern einem andern, seinem Opfer; und doch war die Maschinentype diejenige der elektrischen Olivetti, die in einer Bücherlücke stand und die, wie Egli aus Akten wußte, auch für revolutionäre Flugblätter verwendet worden war. Der Raum aber, in den Egli dieser Text führte, war die Wohnung Zerutts, und doch nicht ganz. Es gab die meisten der Requisiten, die der Text nannte, dort nicht, oder nicht mehr: keine Bibliothek, kein Di-

plom, keine bunten Magazine; andere Einzelheiten aus dem Charakterbild Zerutts oder dem Bild der Stadt kamen Egli einfach phantastisch vor, auch die Tonlage, der Wortschatz stimmten nicht zu dem Flüchtling, oder Egli hatte sich sehr in ihm getäuscht. Und während Egli diesen Text mit der entliehenen Stimme zu Ende las und zu den Akten nahm, begann er sich zu fragen, was er hier für wirklich zu halten genötigt sei und worauf er sich eingelassen habe. Vielleicht gehörte das in ganz andere Zuständigkeit, in diejenige der Psychiatrie vielleicht, oder der Literatur, oder einer fremden Lebensart.

Ich bin Psychologe, ich gebe vor: kein regelrechter. Mein Diplom ist dasjenige einer kleinen römischen Gesellschaft und konnte vor zwanzig Jahren für wenig Geld erworben werden. In zartem Olivgrau, das mir Heimweh macht (obwohl es in meiner Heimat kein Olivgrau gab) steht mein Name

CONSTANTINUS ZERUTT

unter einem Block lateinischer Lettern, die ein böswilliger Priesterschüler, der klaren Grafik zum Trotz, dem Verständnis kunstvoll entzogen hat. So sehe ich denn, durch ein Guckloch in der Wand, die Gebildeten unter meinen Besuchern im Wartezimmer vor diesem Blickfang stehen und daran herumziffern: ORE STABIT FORTIS ARARE PLACETO RESTAT HIRUNDO MALEFICIS EVOLTAT. Ich bin ganz sicher, bei Beginn der Sitzung auf das Dokument angesprochen zu werden. Ich weiß selbst nicht, was darin steht, habe keine höhere Schule besucht, aber meine Kunden sagen es mir gerne. Bei dieser Gelegenheit erfahre ich schon dies und das über sie und staune, wieviel vom Musterschüler in diesen doch verzweifelten Menschen immer noch übrig geblieben ist. Sie reden sich warm und verhalten sich so, als wären sie zu mir in keiner andern Absicht gekommen, als in Latein zu glänzen. Danach ist ihnen anzumerken, daß sie sich für genügend eingeführt halten.

Solche Kunden langweilen mich vom ersten Augenblick an, und ich verfehle nicht, ihnen den wahren Sachverhalt mitzuteilen: daß ich weder studiert habe noch in irgendeinem ernsthaften Sinn diplomiert bin. Ich habe Leute getroffen, besonders Rechtsgelehrte und Mediziner, die daraufhin versuchten, mich auf die Schulter zu klopfen, als hätte ich einen Herrenwitz gemacht. Die Regel ist aber, daß der Kunde meine Erklärung als einen schlaunen Test betrachtet und mir zu erklären anfängt, was ich damit beabsichtigt haben muß.

Ich lerne dabei nichts Neues. Fast immer bestätigt sich der Eindruck, den ich mir schon aus dem Verhalten des Kunden im Wartezimmer gebildet habe. Man erfährt viel, wenn man einem Menschen beim Warten zusieht. Die wenigsten können unbefangen mit sich selbst eine Viertelstunde allein sein. Sie proben ein Examen, stellen sich auf ihre Nummer ein, sie ordnen ihre Züge, räuspern sich gar. Sie benehmen sich wie Schauspielschüler, die gleich eine Rolle vorzusprechen haben: Faust, Gretchen, Mephisto. Und wenn ihnen dann der Stoff ausgeht, greifen sie nach demjenigen, der auf meinem Tischchen aufliegt. Dabei pflegt, wenn es feinere Menschen sind, ihre Erwartung den ersten Stoß zu erleiden. Ein paar Hefte Comics, mehrere Edelweiß-Romane, die ich zu einem Fächer ausbreite, dazu ein Jahrgang Fachliteratur »Der Starkstromtechniker«, ferner ein Bildband über byzantinische Kunst. Sonst gibt es in meinem Wartezimmer nichts zu sehen außer dem Fenster, und darauf kommen nicht viele. Das Fenster geht auf einen Hinterhof hinaus. Man blickt in einen Schacht von Küchenbalkonen und Badezimmerfenstern, und in der Tiefe auf einen einzelnen Baum, der immer folgsam sein bißchen Laub wechselt. Ich gestehe, daß ich für jeden, der sich an diesem Fenster verweilen kann, ein günstiges Vorurteil fasse. Dagegen verstimmt mich, wenn er nach den byzantinischen Mosaiken greift, als wäre er durch ein bißchen

Tiefdruck zu retten. Es scheint mir bedauerlich, wenn ein Mensch in seiner Not die Chance ungenützt läßt, den tiefen Eindruck, den eine Edelweiß-Geschichte früher auf ihn gemacht haben muß, nachzuprüfen. Ich erwarte nicht, daß er sie nicht mehr aus der Hand gibt; aber daß er sich nicht einmal erlaubt, sie anzurühren, deutet auf einen erschreckenden Mangel an Neugier. Der Mann ist mir noch lange nicht verzweifelt genug.

Es ist dann in der Regel ganz einfach, ihn mir vom Hals zu schaffen und den Praktikern zuzuleiten, die für seine Bedürfnisse aufzukommen bereit sind. Ich nenne meinen Preis. Es ist ein saftiger Preis, und er muß ihn, wenn ich ihn nach hinten gebeten habe, noch im Stehen schlucken; ich habe ihm nicht einmal einen Stuhl angeboten. Ich sehe, wie er glaubt, sich verhöhrt zu haben; dann wiederhole ich: 120. In seinem Gesicht beginnt die Höflichkeit mit der Verlegenheit, die Verlegenheit mit dem Zorn zu kämpfen. Ich kann warten, bis der Zorn die Überhand gewinnt. Vielleicht fragt er noch, ob das nicht ein bißchen viel sei; ich zucke die Achseln. Es ist nicht einmal die Höhe des Preises, die ihn verstört; es ist die Tatsache, daß ich, ohne ihm auch nur ins Auge zu blicken, vom Geld anfangen. Auf diese für ihn schmerzlose, ja eigentlich befreiende, weil mit moralischer Entrüstung verbundene Weise überzeugt er sich selbst davon, daß ich nicht sein Mann bin. Das hätte er später unter ungünstigeren, seine Persönlichkeit verletzenden Umständen herausfinden müssen. Ich pflege den Herrschaften dann, wenn es regnet oder Winter ist, in den Mantel zu helfen, und lese dazu in ihren Mienen, obwohl sie diese eisig verschlossen glauben: Nicht einmal eine Praxishilfe. Ich hätte es gleich wissen können.

Meine Praxis ist einfach. Sie besteht aus den zwei Zimmern, in denen ich lebe. Im Sprechzimmer steht mein Bett, ein ganz unverhülltes Bett mit einer hoch aufgeschüttelten Decke. Meine Kunden nehmen es zuerst gar nicht wahr.

Nicht nur, weil mein Sprech- und Schlafzimmer wenig Licht hat, sondern weil sie von ihren eigenen Problemen zu erfüllt sind und weil die Annahme, ins Sprechzimmer eines Psychologen eingetreten zu sein, sie blind macht für einfache Gegenstände. Meine Bücher bestätigen ihnen die Sinnestäuschung, denn Bücher gehören ja zu den Dingen, die sie bei einem Psychologen erwarten, obwohl ich gerade von den Büchern, selbst wenn ich wollte, keinen Gebrauch machen könnte, denn es handelt sich um Fachliteratur über das Eisenbahnwesen der alten k. u. k. Monarchie. Ich habe bei meiner Flucht kein Buch gerettet; die Bibliothek wurde mir von einem hiesigen Geographie-Lehrer hinterlassen, der versorgt werden mußte, weil er seine Schüler nur noch über die Streckenführung der Karawankenbahn prüfte. Ich habe sie in meinem Sprechzimmer noch viele Male mit ihm abgefahren, bevor er im Asyl starb, für ihn: im kleinen Bahnhofgebäude seiner Heimatgemeinde Fischental; er hatte sich immer gewünscht, wie Tolstoj zu sterben.

Früher oder später pflegt der Blick meiner Kunden doch auf mein Bett zu fallen. Dann weiß ich, daß sie sich, nachdem sie meinen Preis geschluckt haben, der zweiten Prüfung gegenübersehen. Ihre Pupillen erweitern sich dann; es ist merkwürdig, wie wenig besonders der privilegierte Mitmensch für den Anblick eines solchen Bettes gerüstet ist. Alte Ängste scheinen den Kunden zu beschleichen, Erinnerungen an seine frühe Kindheit, als er vielleicht in einem solchen Bett eine Tante sterben oder tot liegen sah. Ich lese durch die Fallmasche eines Augenblicks eine ungeheure Preisgegebenheit in seinem Gesicht. Es ist wahr, das Kopfende des Bettes ist hinter einem Schrank verborgen, der meinen Schlaf vor dem Morgenlicht bewahrt. Aber das Gefühl der Geborgenheit, das ich selbst mit dieser Einrichtung verbinde, scheint sich auf einen Mann, der von der Straße kommt und auf dieselbe zurück will, niemals zu übertragen. Es packt ihn die Furcht vor etwas Bodenlosem, vielleicht

der Armut, wenn er in diese Ecke blickt; ich bemerke, wie er mit seinem Stuhl eine Spur nach hinten rückt. Ein ärmliches Totenbett mitten im Sprechzimmer! Soll er sich etwa da hineinlegen? Er faßt sich, blickt sich zum erstenmal richtig um, holt sich Rat beim übrigen Mobiliar, sieht den staubigen Schreibtisch, das Kochzeug in der Nische, liest den Titel auf dem einen oder anderen Buchrücken, genug! er sagt es schon fast laut, setzt ein Gesicht auf, das sich wieder auskennt, und dieses Gesicht begleite ich dann ohne weitere Worte zur Tür. Im Wartezimmer halten sie sich nie lang genug auf, um nachträglich festzustellen, daß es eigentlich mein Wohnzimmer ist; sie gehen nicht, sie sind schon gegangen.

Ich aber, befreit von einer Last, setze mich auf den Fauteuil zu den Hefchen und atme. Ich betrachte das Fenster und die schwache, nur zu erratende Verschiebung der Jahreszeit, die darin vorgeht, die rasch weggewischte Zeichnung eines Vogelzugs vor einer langsamer treibenden Wolke, die Ankunft der ersten Tropfen auf der Scheibe, deren Herunterzappeln ich verfolge, bis sie zusammenrinnen und plötzlich Eile haben. Ich habe keine Eile.

Selten einmal geschieht es, daß einer der Herren wiederkommt. Es zeigt sich dann, daß ich ihn unterschätzt habe, und ich behandle ihn, natürlich kostenlos. Ich habe mich für meine diplomierten Kollegen immer geschämt, die sich ihr Honorar mit dem Satz verdienen: eine Analyse, die einen Patienten nichts koste, sei ihm auch nichts wert. Der Umgang mit mir kommt meine Kunden ohnehin teuer genug zu stehen. Es trifft sich günstig, daß der städtische Polizeipräsident zu diesem engsten Kreis gehört, ein Mann, den ich – ich tue das nicht immer – vor dem Selbstmord bewahrte, indem ich es ihm unmöglich machte, seinen Beruf mit ganzem Ernst auszuüben. Jetzt sind seine Aufläufe und Demonstrationen die farbigsten im ganzen Land, und von weither reisen Jugendliche in Sonderzügen an, um in unseren Grünflächen, die geschickte Gärtner über Nacht